



Sendung vom 27.01.2006, 20.15 Uhr

Prof. Dr. Lutz Niethammer  
Historiker  
im Gespräch mit Meggy Steffens

- Steffens:** Grüß Gott, liebe Zuschauer. Bei alpha-forum ist unser Gast heute der Historiker Professor Dr. Lutz Niethammer. An den Universitäten in Essen, Hagen und Jena lehrte und lehrt er Neuere und Neueste Geschichte. Fachbegriffe wie "Oral History" oder "kollektive Identität" sind mit seiner wissenschaftlichen Arbeit verbunden. Im Jahr 2002 erhielt er den Bochumer Historikerpreis. Wie spannend und zeitnah Geschichte sein kann, darüber möchte ich heute mit Professor Niethammer sprechen. Herzlich willkommen in München, Professor Niethammer. Ich habe eben die Universitäten im Westen und Osten Deutschlands erwähnt, aber Sie haben ja auch einen ganz persönlichen Bezug zum süddeutschen Raum: Sie sind in Stuttgart geboren und haben u. a. in München studiert.
- Niethammer:** Ja, ich habe kurze Zeit in München studiert und ziemlich viel Archivarbeit hier in München gemacht.
- Steffens:** War das Interesse an Geschichte und Zeitgeschichte schon in Ihrem Elternhaus begründet?
- Niethammer:** "In meinem Elternhaus" würde ich weniger sagen, vielleicht eher "gegen mein Elternhaus". Ich gehöre ja dieser Nachkriegsgeneration der "Umerzogenen" an: Über Geschichte ist in meinem Elternhaus nur wenig gesprochen worden. Es gehörte zu diesen Befreiungsschlägen, dass man sich in den fünfziger Jahren dann gerade dafür besonders interessierte.
- Steffens:** Wie sind Sie damit in Berührung gekommen? Fing das an der Schule an?
- Niethammer:** Ja, das fing vor allem in der Schule an. Ich bin in der Mitte meiner Gymnasialzeit einmal durchgefallen, weil ich ganz einfach ein Spätenwickler war. Ich habe dann das Wiederholungsjahr dazu benutzt, eine Schülerzeitung zu gründen. Das hat mich dann plötzlich sozusagen "ins Offene" gebracht und mir auch viele Interessen erschlossen wie z. B. das Thema der politischen Weiterbildung und ähnliche Dinge. Ich war in der Oberstufe auch "Funktionär" eines Schülerzeitungsverbandes und wurde dann auch wieder ein besserer Schüler. Das Ganze kommt also mitten aus der Ära Adenauer.
- Steffens:** Für welche Fächer haben Sie sich dann im Studium entschieden?
- Niethammer:** Ich wollte damals Journalist werden und man sagte mir, es käme eigentlich gar nicht darauf an, was man da studieren würde. Damals gab es solche Fächer wie Kommunikationswissenschaften usw. noch gar nicht. So habe ich dann eben Theologie studiert, protestantische Theologie, und dabei eben auch Hebräisch und Griechisch gelernt. Ich bin ziemlich lange dabei geblieben, aber im sechsten oder siebten Semester bin ich dann doch davon weggegangen, weil ich gemerkt habe, dass ich eigentlich ein Agnostiker bin. Aber auf eine andere Weise bin ich den Theologen dennoch immer dankbar gewesen für die Ausbildung, die ich dort vor allem am Alten

Testament habe machen dürfen. Denn heilige Texte liest man dermaßen sorgfältig, wie das die Historiker mit ihren Texten eigentlich auch tun sollten, aber meistens nicht tun. Dafür bin ich also immer dankbar gewesen. Ich habe bis heute Achtung vor Christen, die das wirklich leben können. Ich hatte in meiner Familie auch eine Lieblingstante, die sehr katholisch gewesen ist. Vor gläubigen Menschen habe ich also immer große Achtung behalten, aber ich habe gemerkt: Ich selbst kann das nicht. Ich hatte neben der Theologie bereits Geschichte studiert: Ich habe dann statt der Theologie Sozialwissenschaften gemacht und mich auf Neueste Geschichte und Sozialwissenschaften konzentriert.

**Steffens:** Fand denn Ihre Konzentration auf die Nachkriegsgeschichte bereits während dieses Studiums statt?

**Niethammer:** Na ja, das Studium war schon noch etwas breiter angelegt. Ich muss dazusagen, dass ich mir mein Studium selbst verdient habe, und zwar beim Rundfunk, indem ich Schulfunksendungen geschrieben habe. Das waren hauptsächlich Themen, die mit Neuester Geschichte zu tun hatten. Und darüber habe ich dann auch mein Doktorthema gefunden.

**Steffens:** Darauf wollte ich Sie soeben ansprechen: In der neueren deutschen Geschichte spricht man ja von zwei Kontinuitätsbrüchen. Das war zum einen im Jahr 1945 der Bruch mit dem Nationalsozialismus und das war 1990 der Bruch mit dem Kommunismus. War Ihnen denn bei Ihrer Doktorarbeit dieser erste Bruch bereits bewusst? Denn Ihr Promotionsthema handelte von der Entnazifizierung.

**Niethammer:** Nun ja, ich wandte mich diesem Thema Mitte der sechziger Jahre zu, also noch im Vorfeld von 1968 und inmitten der Debatte um die Kriegsverbrecherprozesse, um die Auschwitzprozesse und ähnliche Dinge. Für uns Junge war dabei irgendwie unverständlich, wie es denn eine große Säuberung durch die Alliierten gegeben haben konnte, und trotzdem waren alle Sachen unaufgearbeitet geblieben wie z. B. im Justizbereich. Das war die Frage, mit der ich da rangegangen bin. Eigentlich wollte ich das über mein Heimatland machen, also über Baden-Württemberg, aber dort bekam ich überhaupt keinen Aktenzugang.

**Steffens:** Ich wollte Sie gerade fragen, warum Sie das über Bayern gemacht haben.

**Niethammer:** Ich bin genau deswegen nach Bayern gegangen. Bayern ist ja in mancherlei Hinsicht ein interessantes Land, weil es auf der einen Seite so konservativ ist und auf der anderen Seite eine ziemlich liberale Bürokratie besitzt. Die hatte herausgefunden, dass im Abschlussgesetz zur Entnazifizierung ein Namensforscher im Landtag erreicht hatte, dass diese Akten für wissenschaftliche Forschung zur Verfügung gestellt werden sollten. In keinem anderen Bundesland war das damals so: Ausgerechnet in Bayern gab es also die liberalste Archivmöglichkeit für mich. Und so habe ich eben angefangen, dieses Thema in Bayern zu bearbeiten. Erst nachdem ich fertig war, habe ich gemerkt, dass ich dabei eigentlich unheimliches Glück gehabt hatte: Denn das waren erstens sehr gute Quellen und zweitens waren gerade in Bayern alle Möglichkeiten der Entnazifizierung ausgereizt worden, und zwar in jeder Hinsicht. Da gab es zuerst einen kommunistischen Säuberungsminister und dann einen CSU-Säuberungsminister. Aus diesem Grund konnte man in Bayern wirklich die ganze Breite dieser Sache herausfinden. Die Antwort, die ich gefunden habe, lautete dann, dass in der Art, wie die Entnazifizierung durchgeführt worden ist, dieser Impuls der Säuberung vollkommen gekippt worden war und das Ganze in einen großen Rehabilitierungsprozess umgeschlagen war.

**Steffens:** Welche Gründe sehen Sie dafür? Denn eigentlich könnte man ja sagen, dass dieses Vorhaben damit gescheitert war.

**Niethammer:** Die Entnazifizierung ist in der Tat gescheitert. Das, was ursprünglich beabsichtigt war, ist gescheitert. Und sie war eben auch nicht dieses große Unrecht, wie das in den fünfziger und sechziger Jahren viele behaupteten. Stattdessen sind nach einer Karrierepause die allermeisten wieder zurückgekommen, und zwar in hellen Scharen: In manchen bayerischen Ministerien hat es 1950 mehr ehemalige Parteigenossen gegeben als zur Zeit des Nationalsozialismus. Dies hatte z. B. auch mit den Flüchtlingen usw. zu tun. Das bedeutete dann einfach nichts mehr, denn es hatte durch diesen Prozess quasi eine Rehabilitierung gegeben. Das ist ja schon merkwürdig, denn man muss in gewisser Weise sogar sagen, dass dieses Kippen etwas mit der Demokratisierung zu tun hatte: Die NS-gebundenen Leute, also diejenigen, die sich im Dritten Reich engagiert hatten, waren in der Demokratiegründungsphase der Bundesrepublik die floating vote. Das heißt, das waren diejenigen unter den Wählern, auf die sich alle Parteien irgendwie orientieren mussten, um sie zu gewinnen. Unter dieser Bedingung der Demokratisierung war eine Säuberung nicht möglich.

**Steffens:** Zumindest die Geschichtswissenschaft hat ja unsere Vergangenheit, hat die Geschichte des Nationalsozialismus eingehend untersucht. Von Bewältigung will ich in diesem Zusammenhang gar nicht sprechen, aber ist denn wenigstens eine Klärung erfolgt?

**Niethammer:** Wenn ich an meine Studentenzeit in den sechziger Jahren zurückdenke und wenn ich diese Zeit damals mit den Verhältnissen heute vergleiche, dann muss ich sagen, dass ich eigentlich einen sehr weitgehenden Klärungsprozess feststelle, der mich erstaunt, der mich auch befriedigt, weil ich zu denen gehört habe, die ihn betrieben haben. Manchmal macht es mich sogar schon fast ein bisschen klamm, wenn ich sehe, wie politisch korrekt das bei uns alles behandelt wird, wie politisch korrekt bei uns mit der Vergangenheit umgegangen wird. Aber ich finde in der Tat, dass sich hier etwas ganz Wichtiges getan hat, denn am Anfang war das eben nicht so gewesen. Wenn man die DDR und die Bundesrepublik miteinander vergleicht, dann könnte man sagen, dass in der DDR am Anfang – vor allem noch in den Zeiten der Sowjetischen Besatzungszone – sehr viel mehr und drastischer aufgeräumt worden ist. Später ist das in der DDR jedoch immer mehr verholzt und immer mehr lediglich parteilich in Dienst genommen worden. Demgegenüber gab es in der Bundesrepublik sozusagen eine Krebsgangdynamik: Da sind immer neue Zusammenhänge wahrgenommen worden; die nachfolgenden Generationen haben aktiv nachgefragt; es gab politisierte Generationskonflikte, die wirklich mit Wissensfragen verbunden waren usw. Es ist ein interessanter und meiner Meinung nach wohl auch ein weltgeschichtlich fast einzigartiger Vorgang, dass sich eine Gesellschaft in ihren Medien, durch ihre Intellektuellen, in ihren Publikationen, durch ihre Politiker zu einem ganz großen Teil mit einem kollektiven Verbrechenszusammenhang in der Vergangenheit so intensiv auseinandersetzt und ihn auch festhält. So lange ich denken kann, ist immer davon geredet worden, dass es zu einem Schlussstrich kommen solle oder schon gekommen sei oder kommen werde oder ist befürchtet worden, es gäbe einen Schlussstrich. Aber dieser Schlussstrich kam nie.

**Steffens:** Das kann man bei uns in den Medien ebenso feststellen. Nach einem Forschungsaufenthalt in Oxford wurden Sie 1973 auf den Lehrstuhl für Neuere Geschichte der Universität Essen berufen. Seit den siebziger Jahren haben Sie sich für eine kommunikative Geschichtswissenschaft eingesetzt, die nicht nur den Alltag analysiert, sondern eine Verbindung sucht zwischen Geschichte und Alltag. Sie erforschen Geschichte also nicht nur von oben, sondern auch von unten. Damit komme ich zu dem Fachbegriff, den ich zu Beginn bereits erwähnt hatte, nämlich zur Oral History. Mit der Vermittlung der Oral History nach Deutschland haben Sie einen wichtigen Beitrag zur Erweiterung der methodischen Basis der

Zeitgeschichte geleistet. Rothfels definiert die Zeitgeschichte ja auch als die "Geschichte der Mitlebenden". Welche Erfahrungen haben Sie mit der Methode der Oral History gemacht?

**Niethammer:**

Als ich das damals Mitte der siebziger Jahre aufgegriffen habe, habe ich das auf Anregung eines Freundes hin getan. Er hatte längere Zeit in den USA gelebt und mitbekommen, dass man dort viele Interviews mit Zeitzeugen im Sinne von "zweitklassigen Eliten" gemacht hat und dass das zum national heritage, also zum nationalen Erbe gehöre. Er sagte: "Jetzt treten doch bei uns in der Bundesrepublik die Demokratiegründer aus der Zeit des Parlamentarischen Rates und des ersten Bundestages bereits wieder ab. Die solltest du alle mal interviewen." Ich hatte aber im Zuge meiner Doktorarbeit über die Entnazifizierung ohnehin mit sehr vielen Politikern Interviews geführt und dabei wie fast alle Historiker sehr schlechte Erfahrungen gemacht: Es war einerseits wichtig für mich, dass ich diese Leute kennen lernte, aber andererseits haben Politiker immer ein sehr euphorisches Gedächtnis, d. h. sie verstehen die Sachen immer so hinzustellen, wie sie in Wirklichkeit dann doch nicht waren. Ich habe mir genauer angesehen, wie das eigentlich in den USA gemacht worden war. Ich hatte dann das Glück, dass ich frühzeitig mit Kollegen in Frankreich, in England und in Italien in enge Berührung gekommen bin – dies auch deshalb, weil ich in all diesen Ländern je ein Jahr gelebt hatte. Wir haben dann sozusagen einen alternativen europäischen Zugang zu diesen zeitgeschichtlichen Befragungen geschaffen: Wir haben sie nämlich stärker auf die Schichten hin orientiert, die wenig Quellen hinterlassen. Wir haben uns also nicht für diejenigen Menschen interessiert, die ohnehin Quellen zur Verfügung stellen und diese noch einmal in Kurzform befragt, um dabei deren "Wunschgedächtnis" zu dokumentieren. Stattdessen haben wir uns für diejenigen interessiert, die normalerweise keine Tagebücher führen, keine Akten hinterlassen, über die höchstens mal die Polizei berichtet aber sonst niemand.

**Steffens:**

Mit diesen Menschen haben Sie das Gespräch gesucht.

**Niethammer:**

Genau, mit diesen Menschen haben wir das Gespräch gesucht und versucht eine Dokumentation zu erschließen. Wir haben uns dabei auch gefragt: Wie erinnert sich der Mensch eigentlich? Es ging uns auch darum herauszufinden, ob sich die Menschen per Introspektion eigentlich auch selbst Rechenschaft ablegen: "Wann lüge ich, wenn ich etwas Bestimmtes gefragt werde? Wann kann ich mich gut erinnern? Wann kann ich mich schlecht erinnern? Woran kann ich mich eigentlich genau erinnern?" Dabei kommt man auf ganz merkwürdige Dinge: Man kommt nämlich darauf, dass das Erinnern sehr viel mit Gefühlen zu tun hat, dass es sehr viel mit Bildern zu tun hat. Es hat also gar nicht so viel mit diesen Richtigkeitskriterien zu tun, an die man zunächst einmal denkt. Ich glaube, dass die Oral History eine sehr aufwendige Forschungsmethode ist. Sie lohnt sich eigentlich nur dort, wo man keine anderen Quellen hat, wo man sich wirklich auf die Komplexität des Erinnerungsprozesses einlässt und sich genau fragt, wo er etwas bringt, wo er nichts bringt, wo er nur das bringt, was die Gesellschaft einem an Zensuren und Anregungen aufgibt und das eigene Gedächtnis einfach nicht verfügbar ist – dies auch in dem Sinne, dass man es nicht unterdrücken kann, dass traumatische Dinge zur Sprache kommen, wenn man ein intensives Interview führt. Man muss dann versuchen, diese Befragungen wieder zu zerlegen: Man darf sie nicht einfach nur sozusagen als den Gedächtnisstrom des immer nur sich richtig erinnernden Zeitzeugen nehmen. Stattdessen muss man schauen: Wo hat er etwas wirklich Interessantes gesagt? Nach welchen Formen, die ihm die Gesellschaft vorgegeben hat, hat er seine Erinnerungen organisiert? In welche Deutungsmuster hat er sie gebracht? Wir sind schließlich dahin gekommen, etwas zu machen, was die Historiker mittlerweile ganz allgemein Erfahrungsgeschichte nennen. Der Frageimpuls ist hier

Folgender: Wie wurden durch unsere Erfahrung der Geschichte unsere Wahrnehmungsmuster für die Zukunft geprägt? Es geht also um diesen Prozess der Umsetzung von Geschichtserfahrungen und eigenen Handlungsimpulsen, die vorgeprägt sind von diesen Erfahrungen. Das ist eigentlich der Punkt, von dem ich denke, dass hier die Oral History den stärksten methodischen Einfluss auf den Rest der Geschichtswissenschaft gehabt hat, weil sie nämlich diesen innergeschichtlichen Prozess der Prägung und des Neufragens vorgeformt hat.

**Steffens:** Diese lebensgeschichtlichen Interviews, die dabei geführt werden, haben Sie ja in einer groß angelegten Studie mit dem Titel "Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960" veröffentlicht. Dort haben Sie die Arbeiterfamilien nach ihren Erlebnissen im Nationalsozialismus befragt. War das der erste groß angelegte Feldversuch für Sie?

**Niethammer:** Ja, das war der erste groß angelegte Feldversuch. In den siebziger und achtziger Jahren hat es dann ja sehr viele solcher Befragungen durch Journalisten, durch so genannte Geschichtswerkstätten gegeben. Es gab auch einige akademische Befragungen hierbei, die aber mehr bei den Soziologen angesiedelt waren. Unsere Befragung war wohl innerhalb der Geschichtswissenschaft die erste breit angelegte und professionell betriebene Befragung. Wobei ich aber sagen muss, dass das eine erstaunliche Erfahrung gewesen ist. Ich will das an zwei Dingen erläutern. Ich bin erstens ein Linksliberaler und auch meine Mitarbeiter waren alle irgendwie Linke: Wir dachten, wir bringen jetzt mal heraus, dass es im Ruhrgebiet mit den Arbeitern irgendwie besser war im Dritten Reich, dass sie also nicht wie überall sonst alle zu den Nazis übergelaufen waren. In der gleichen Zeit hat hier in München Martin Broszat, der frühere legendäre Leiter des Instituts für Zeitgeschichte, ein ähnliches alltagsgeschichtliches Projekt über Bayern gemacht. Er hat das jedoch ein klein wenig anders gemacht, er hat das nämlich nur über Aktenstudium betrieben, also anhand von Polizeiberichten usw. Wir haben beide getreulich gearbeitet und sind dabei zu völlig entgegengesetzten Ergebnissen gekommen. Hier in Bayern hat die Polizei sozusagen jede Wirtshauskeilerei politisiert: Broszat brachte deshalb heraus, dass Bayern der Hort des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus gewesen sei – also ein Ergebnis, das in gewisser Weise natürlich auch wieder nicht ganz stimmte. Auf der anderen Seite bekamen wir durch unsere Erinnerungsbefragung viel mehr "Versuchung" heraus, viel mehr Gemengelage: Da war der eine Sohn einer Familie bei den Kommunisten und der andere bei der SS. Diese Vorstellung, die Arbeiter wären sakrosankt gewesen...

**Steffens:** ... und hätten ein geschlossenes Weltbild gehabt...

**Niethammer:** Das galt in gewisser Weise noch für die Weimarer Republik, aber das galt nicht mehr für das Dritte Reich und das galt auch nicht für die Konsequenzen, die aus dem Dritten Reich für die Bundesrepublik gezogen wurden. So kam es, dass wir uns unseren heroischen Proletarier ziemlich abschminken mussten, und das auch wirklich taten. Wir kamen also zu einer viel kritischeren Einschätzung der Arbeiter im Ruhrgebiet, während hier dieses konventionell betriebene alltagsgeschichtliche Projekt Bayern plötzlich zum Hort des Widerstands machte – was auch ein bisschen komisch war. Diese unterschiedlichen Ergebnisse verweisen auf etwas, das man in den Naturwissenschaften Unschärferelation nennt: Die Untersuchungsergebnisse werden in gewisser Weise durch das Untersuchungsinstrument vorgeformt. Das war eine sehr deutliche Erkenntnis, die wir damals in diesem Projekt gemacht haben.

**Steffens:** In der Zeit, in der Sie diese Studie durchgeführt haben, sind Sie dann 1982 nach Hagen an die Fernuniversität gekommen. Was waren dort Ihre primären Aufgaben, unabhängig von dieser Studie?

- Niethammer:** Nun ja, das kann ich eigentlich nur mit einer Träne im Knopfloch sagen. Die Fernuniversität Hagen ist ja eine Institution für den gesamten deutschen Sprachraum. Damals hatten wir die Vorstellung, dass die gesamten Humanwissenschaften dort eigene Studien begründen sollten und dass das Ganze hauptsächlich für Menschen im mittleren Lebensalter gedacht ist, die einen zweiten Bildungsanlauf unternehmen, sei es, dass er beruflich umgesetzt wird, sei es, dass er der persönlichen Sinnerfüllung dienen sollte. Ich war dort der erste Historiker und habe daher das Fach Geschichte aufgebaut. Ich habe wohl immer aufgebaut: In allen Institutionen war ich immer irgendwie mit Aufbau beschäftigt.
- Steffens:** Das war sicherlich jedes Mal eine Herausforderung.
- Niethammer:** Wir haben dort in Hagen also sehr schöne Studiengänge aufgebaut. Einerseits wurde uns dieser humanwissenschaftliche Weiterbildungsstudiengang einfach nicht genehmigt: Er wurde zwar nicht direkt verboten, aber er wurde auch nicht genehmigt, d. h. wir konnten ihn nicht "fahren". Und dies, obwohl wir dort damals eine sozialdemokratische Landesregierung hatten und das eigentlich bestens in ihr Programm hätte passen können. Wir hatten sogar, wie das heute erst an den deutschen Universitäten eingeführt wird, gestufte Abschlüsse vorgesehen, aber das ist alles nicht so gekommen. Vor ein paar Jahren – ich bin ja schon lange nicht mehr an der Fernuniversität – ist das Fach Geschichte als selbständiges Fach überhaupt geschlossen worden. Es gibt dort von den ganzen Humanwissenschaften nur noch die Soziologie. Die Historiker machen nur noch ein bisschen Service bei den Soziologen.
- Steffens:** Traurig.
- Niethammer:** Ja, und deswegen meinte ich auch vorhin, dass ich mit einer Träne im Knopfloch auf diese Ruine schaue, also auf etwas, in das wir einstens viel Hoffnung gesteckt hatten. Ich glaube auch heute noch, dass erwachsene Studenten gerade in den Humanwissenschaften sehr gute Studenten sind. Denn wir brauchen nicht so sehr diese IQ-Wunderkinder wie die Mathematiker, wir brauchen viel mehr Leute mit sozialer Phantasie und Erfahrung.
- Steffens:** Das kommt ja meistens auch erst später im Leben, weil man erst da einen anderen Zugang zu solchen Dingen gewinnt.
- Niethammer:** Wir haben wirklich gute Erfahrungen mit diesen Studenten im mittleren Lebensalter gemacht. Ich denke, irgendwann in der Zukunft wird das auch die Politik wieder begreifen.
- Steffens:** In diese Zeit hinein fiel auch eine für mich ganz überraschende Notiz, die ich über Sie gefunden habe. Sie waren als Gastforscher an der Akademie der Wissenschaften der DDR. Nach Ihrer Studie im Ruhrgebiet konnten Sie dann 1987 eine Oral-History-Studie in der DDR durchführen. Was waren denn Ihre Erwartungen bei Ihrer Arbeit im anderen Teil Deutschlands? Wie waren da die Ergebnisse? Denn das war ja noch zu Zeiten der DDR?
- Niethammer:** Mitte der achtziger Jahre, also 1984, wurde ich zum ersten Mal in die DDR eingeladen. Damals öffnete man sich in der DDR ein wenig und wollte dann auch Kontakte zu Zeithistorikern im Westen aufbauen. Ich habe mich bei dieser Tagung mit einem Kollegen aus der DDR, nämlich mit Olaf Gröhler angefreundet und sagte zu ihm: "Die Zeiten müssen doch mal besser werden, wir sollten endlich mal deutsch-deutsche Tagungen durchführen. Und zwar nicht solche, auf denen nur über methodologische Grundfragen gesprochen wird." Denn das war ja alles Käse, das interessierte niemanden: Nein, ich war der Meinung, wir sollten dabei über ganz konkrete zeitgeschichtliche Fragen diskutieren: über das Jahr 1945, über das Jahr 1947 usw. Wir haben dann in der Tat die erste zeitgeschichtliche Arbeitsgruppe aus ost- und westdeutschen Historikern gebildet, die sich

jedes Jahr einmal im Osten und einmal im Westen getroffen hat. Insgesamt haben wir uns ab 1986 vier Mal getroffen. Das ging Hand in Hand mit dem damaligen deutsch-deutschen Kulturabkommen, denn zeitgleich gab es auch ein entsprechendes Wissenschaftsabkommen und wir waren da mit dabei. In diesem Zusammenhang habe ich auch ein Forschungssemester in Ostberlin verbracht. Denn ich wollte über die DDR forschen und ich wollte insbesondere vergleichen, was die Arbeiter in der DDR, die ja in diesem "Arbeiter- und Bauernstaat" eine besonders emphatische Rolle zugeschrieben bekommen hatten, eigentlich anders erlebt hatten als die Arbeiter im Ruhrgebiet. Es ging also um Folgendes: Bis 1945 waren das ja quasi dieselben Leute gewesen und mich interessierte nun, ob und wie unterschiedlich sich die Arbeiter der DDR im Vergleich zu den Arbeitern im Ruhrgebiet erinnerten: Wie hatten sie sich auf die neuen Verhältnisse eingestellt? Wie stark haben sie sich damit identifiziert? Das waren meine Fragen. Unsere Gruppe war, wenn ich das richtig sehe, die einzige westdeutsche Truppe, die jemals so eine Forschungsgenehmigung bekommen hat.

**Steffens:** Das war sehr überraschend.

**Niethammer:** Ja, das hat auch mich damals überrascht. Ich hatte lange darum gekämpft, es war immer wieder abgelehnt worden und dann hatte ich auf einmal die gute Idee, unseren damaligen Ministerpräsidenten in Nordrhein-Westfalen und späteren Bundespräsidenten Johannes Rau zu bitten, er solle mir doch eine Befürwortung schreiben für mein Vorhaben. Und das hat er auch getan: einen kunstvollen Fünfzeiler an den Staatsratsvorsitzenden. Daraufhin hat dieser das dann durchstellen lassen, weil er wohl meinte, ich sei ein besonders enger Berater von Rau oder so. Dies war jedoch gar nicht der Fall gewesen, denn Rau hatte das einfach als Landesvater getan.

**Steffens:** Das war also eine positive politische Schiene für die Wissenschaft.

**Niethammer:** Nach 1990 haben wir dann herausbekommen, dass damals die Stasi dagegen gewesen war; ebenso waren die Kollegen von der Zeitgeschichte in der DDR dagegen, weil sie nicht dafür haftbar gemacht werden wollten. Dennoch, die Forschungserlaubnis wurde durchgestellt vom Staatsrat. Ich hatte beantragt, 25 Arbeiter befragen zu dürfen. Der erste Punkt war schon, dass gefragt wurde, mit wie vielen Mitarbeitern ich käme. Ich wollte eigentlich gar nicht mit Mitarbeitern kommen, aber weil sie schon fragten, habe ich zwei meiner erfahrensten Mitarbeiter mitgenommen. Wir haben dann ein halbes Jahr in der DDR zugebracht, und zwar sozusagen an Härtepunkten: Wir waren in Eisenhüttenstadt, also dem ehemaligen StalinStadt, wir waren in Bitterfeld, also in der damaligen Chemiehölle, und wir waren in einer gemütlichen Vorstadt von Chemnitz, das damals noch Karl-Marx-Stadt hieß. Wir haben dort also Arbeiter interviewt. Zunächst einmal war das natürlich alles über die Partei und die entsprechenden Arbeitergruppen in den Betrieben arrangiert. Aber als wir erst mal da waren, hat sich das doch freier entwickelt und aus den 25 Arbeitern, die wir sozusagen hochnotpeinlich sprechen wollten, wurden am Ende 150 Arbeiter. Da waren dann Menschen aus allen möglichen Bereichen der Gesellschaft dabei, also auch Christen und Juden usw. Und wir lernten, dass das alles in der DDR gar nicht so einheitlich war, wie wir uns das vorgestellt hatten. Wir hatten nämlich gedacht, das ehemalige StalinStadt sei irgendwie so eine Stadt für Hundertfünfzigprozentige. Als wir dort waren, haben wir erfahren, dass das eigentlich eine Vertriebenenstadt war: Dort hatten nach dem Krieg große Neuansiedlungen stattgefunden; diese Stadt war die erste "neue" Stadt der DDR gewesen. Dort herrschten sogar ganz besonders liberale Verhältnisse: Dort konnten wir wirklich all das tun, was wir wollten.

**Steffens:** Die Leute dort sind Ihnen auch offen gegenüber getreten?

**Niethammer:** Sie waren überwiegend sehr offen uns gegenüber. Es gab einzelne Fälle, in denen das nicht so gewesen ist, aber wir waren doch überrascht, wie offen die Leute uns gegenüber waren. Dazu trug auch bei, dass das Ganze als ein Kooperationsunternehmen mit der Akademie der Wissenschaften der DDR konstruiert war. Das heißt, wir bekamen junge Wissenschaftler der DDR als Aufpasser mit. Aber wie das eben so ist: Wir haben uns mit denen angefreundet und jeden Abend mit ihnen ungarischen "Grauen Mönch" gebechert. Wir haben dadurch mit ihnen vereinbaren können, dass sie nur bei 15 Prozent unserer Gespräche mitkamen: Das war genug, um etwas lernen und um ihre Berichte schreiben zu können. 85 Prozent unserer Gespräche konnten wir also alleine führen. All das war damals also sehr wohl auch möglich in der DDR. Aber es gab auch gegenteilige Erfahrungen, nämlich unsere Erfahrungen in Bitterfeld. Bitterfeld war ja der Ort des 17. Juni 1953 gewesen, an dem es praktisch zu einer Art Selbstbefreiung dieser Region innerhalb eines Tages gekommen war. Dort hatte die Partei nie mehr das Gefühl bekommen, dass sie irgendjemandem an der Basis vertrauen könnte. Aus diesem Grund machten wir dort auch genau gegenteilige Erfahrungen zu Chemnitz und Eisenhüttenstadt. Ständig sind uns Stasiautos nachgefahren; wenn wir mal einen Schrebergärtner interviewt hatten, wurden unsere Betreuer sofort angemahnt, dass das jetzt aber nicht angemeldet gewesen sei usw. Wir lernten also auch andere Verhältnisse in der DDR kennen: Es kam ganz darauf an, wie die Parteiherrschaft an den jeweiligen Orten und Betrieben verankert war. Dort, wo sie besser verankert war, waren die Verhältnisse viel liberaler. Dort, wo sie schlecht verankert war wie z. B. in Bitterfeld und Wolfen, herrschte eigentlich nach wie vor ungebremster Stalinismus. Was uns in diesen Gesprächen auch erstaunt hat, war, dass uns alle Leute erzählt haben, dass die wirtschaftlichen Verhältnisse in der DDR immer schlechter werden würden. Als "Wessis" hatten wir damals in den achtziger Jahren im Hinblick auf die DDR alle gedacht: "Es geht besser. Es geht zu langsam besser, aber es geht besser!" Aber die Menschen in der DDR, egal ob sie in der SED waren oder nicht, haben uns alle gesagt: "Es geht immer schlechter! Der Produktivitätsrückstand beträgt mittlerweile weit über ein Drittel! Und wenn von offizieller Seite immer behauptet wird, die DDR sei der elftgrößte Industriestaat der Welt, dann ist das statistischer Humbug; die Wirklichkeit sieht komplett anders aus!" Wir hatten auch das nicht angenommen, wir hatten nicht angenommen, dass sie uns das sagen dürften und würden. Wir lernten dann auch mehr und mehr, dass die Ökonomie sozusagen eine Art von Lingua franca war: Im Ökonomischen durfte man alles kritisieren! Man durfte nicht sagen: "Honecker ist ein Idiot!" oder "Die SED ist eine undemokratische Partei!" Aber man durfte sehr wohl sagen: "Es gibt kein Gemüse!"

**Steffens:** Dinge, die die Produktion betrafen, konnte man also sehr wohl klar ansprechen.

**Niethammer:** Ja. Das war für uns wirklich eine wichtige Erkenntnis. Und um vielleicht noch einmal auf den wissenschaftlichen Ertrag und nicht nur auf das Abenteuer dieses Projekts – obwohl das sicherlich das größte Abenteuer meines Lebens gewesen ist – zu sprechen zu kommen: Was wir hauptsächlich entdeckt haben dabei, ist etwas, das sich meiner Meinung nach mittlerweile in der Erforschung der DDR auch tatsächlich sehr bewährt hat. Wir fanden heraus, dass man in der DDR sehr stark nach den Generationen fragen musste. Es gab nämlich eine bestimmte Generation, die so genannte FDJ-Generation: Wenn die Menschen aus dieser Generation mit Arbeiterhintergrund kamen – wobei man das sehr wohl recht weit interpretieren darf –, dann hatten sie in den fünfziger und sechziger Jahren ganz ungewöhnlich große Bildungs- und Verantwortungschancen bekommen. Diese Generation war daher auch die strategische Generation der DDR: Das waren die jungen Leute der Nachkriegszeit, die im Dritten

Reich möglicherweise noch HJ-Jungs gewesen waren, denen man aber die Vergangenheit nicht vorwerfen konnte und die daher später in der jungen DDR alle Möglichkeiten zum Studium oder zur Qualifizierung bekommen hatten. Sie waren auch sehr frühzeitig in verantwortungsvolle Positionen gekommen, weil ja sehr viele Bürgerliche aus der DDR weggegangen oder depossediert worden waren. Und dort in diesen verantwortungsvollen Positionen blieben sie dann auch. Das ist also diejenige Generation, die seit den sechziger Jahren bis zum Ende der DDR diese Verantwortungspositionen nie mehr verlassen hat. Subjektiv hatte diese Generation einen wirklich tollen Bildungsroman erlebt. Aber sie war natürlich trotzdem schlecht ausgebildet, sie war nämlich durch lauter so genannte "Schnellbleichen" hindurchgegangen. Diese Menschen saßen nun "oben" und hatten sich mit der DDR identifiziert: Die DDR hatte ihnen etwas ermöglicht, was davor in ihren Familien vollkommen unvorstellbar gewesen war. Sie waren also sehr positiv mit der DDR identifiziert. Je mehr man aber in die zweite Phase der DDR kam, desto mehr waren die "Jungen", die dann auch 1989 den Herbst "gemacht" haben, frustriert. Denn man muss ja klar sehen, dass die Aktionen damals in den Jahren vor der Wende ganz eindeutig von "jungen" Leuten gemacht wurden: Das waren alles Leute unter 50 Jahren. Plötzlich gab es da einen Generationenbruch: Es gab auf einmal diese "junge" Generation, zu der all diejenigen bis zu 50 Jahren gehörten, die nicht aus dieser "strategischen Generation" der DDR stammten. Diese strategische Generation lag wie eine Bleiplatte über der Gesellschaft der DDR: Sie kontrollierte alles unten an der Basis und bremste auch jeden wirklichen Reformversuch komplett ab.

**Steffens:** Deshalb kam es 1990 zu diesem zweiten Kontinuitätsbruch. Sie sind dann 1993 als Professor nach Jena gegangen, und zwar als Professor für Neuere und Neueste Geschichte, was ja eine interessante Erweiterung dieses Lehrstuhls bedeutete. Was hat Sie dazu bewogen? Hatten Ihre Erlebnisse aus den achtziger Jahren etwas damit zu tun? War das der Grund für Sie, nach Jena zu gehen? Und: Gibt es für Sie eigentlich eine deutsche Sonderaufgabe der Zeitgeschichte?

**Niethammer:** Zweimal ja. Vielleicht sollte ich noch sagen, dass ich dazwischen noch eine sehr schöne Aufgabe hatte, nämlich ein Advanced Study-Institut in Essen zu gründen, das dortige Kulturwissenschaftliche Institut. Dadurch hatte ich an der Umstellung in Ostdeutschland nicht so aktiv teilnehmen können, wie ich das nach dieser Vorgeschichte gerne getan hätte. Aber wir haben im Winter 1989/90 eine Außenstelle dieses Kulturwissenschaftlichen Instituts in Essen, das ich damals aufbaute, in Leipzig eröffnet. So kam es, dass ich jeden Monat einmal in Leipzig gewesen bin und daher in der Außenstelle diese Umstellung sehr genau miterlebt habe. Ich war damals Anfang 50 und hatte das Gefühl, ich möchte nicht mein ganzes restliches Berufsleben lang Wissenschaftsmanager bleiben, sondern ich möchte wieder Professor werden. Ich strebte dann in der Tat in den Osten, und zwar weil ich das Gefühl hatte, dass ich aufgrund der 150 Interviews, die wir damals gemacht hatten, einen Blick in ostdeutsche Seelen tun dürfen wie kein anderer Westdeutscher. Ich dachte, ich muss hier auch einmal etwas zurückgeben, ich hätte die Aufgabe einer Art Sprachvermittlung. Später, nachdem ich dann in Jena war, habe ich mir dieses Missionarsgetue freilich schnell wieder abgeschminkt. Das Motiv, dorthin zu gehen, resultierte also einerseits daraus, an eine normale Universität zurückkehren zu wollen, und zweitens daraus, dass Jena nun einmal eine der traditionsreichsten deutschen Universitäten darstellt. Hinzu kam aber auch das Motiv, dass mir aufgrund meiner Arbeit in den Jahren zuvor vieles in Ostdeutschland als sehr attraktiv in Erinnerung geblieben war. Vor allem die Leute dort haben mich einfach interessiert und begeistert, z. B. ihr sparsamer und treffsicherer Witz, das im Vergleich mit uns Wessis weniger Flatterhafte, die schärfer gezeichneten Profile. Das hat mich schon sehr gereizt und das habe ich

auch bis heute nicht bereut. Es kommt möglicherweise noch etwas hinzu, das jetzt vielleicht etwas absonderlich klingen mag. Ich weiß nicht, ob Sie schon einmal im Saaletal gewesen sind, in dem Jena liegt. Mir ging es dort nämlich so, wie es auch schon viel berühmteren Schwaben ergangen ist, die dorthin gekommen waren: Sie haben dort die zweite Seelenlandschaft des Neckartals wiedergefunden. Die Kindheitserinnerungen, die ich ans Neckartal habe, kann man im Neckartal selbst nicht mehr nacherleben: Dort im Umfeld von Stuttgart ist nämlich mittlerweile alles zugebaut. Aber in Jena gibt es das alles noch. Ich kam also sozusagen in eine anverwandte Fremde. Das war eine große sinnliche Brücke für mich.

**Steffens:** Ich würde unsere letzten Minuten gerne dem Europathema widmen. 1998/99 führte Sie ein Forschungsaufenthalt an das Europäische Hochschulinstitut nach Florenz. Sie haben dann im Jahr 2000 Ihr Buch "Kollektive Identität – heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur" mit einem sehr interessanten Europakapitel veröffentlicht. Was können Sie uns aufgrund Ihrer Untersuchungen im Hinblick auf die nationale Identität und die europäische Identität sagen?

**Niethammer:** Das Buch zielt ja darauf, dass man sich diesen Begriff der Identität eigentlich erst einmal abschminken sollte, um einen Schritt zurückgehen und all diese Begriffe noch einmal schärfen zu können. Und dann muss man sich eben auch fragen, ob Nationalismus wirklich das Gleiche ist wie die Zugehörigkeit zu dem jeweiligen Land, in dem man lebt. Ich glaube, dass in Europa dieses permanente Reden über die Identität mehr verbirgt als fördert. Ich bin mein ganzes erwachsenes Leben über engagiert gewesen auf dem Gebiet der europäischen Integration: Meine erste Vorlesung, die ich in Jena gehalten habe, handelte z. B. auch von der europäischen Integration. Und ich habe ja auch, wie ich schon sagte, für längere Zeit in mehreren europäischen Ländern gelebt. Dabei habe ich aber u. a. Folgendes gelernt. Ich habe gelernt, dass diese Vielfalt, die Europa darstellt, auch etwas Schützenswertes ist und dass das nicht in eine europäische Identität quasi weggegossen werden sollte.

**Steffens:** Sie sind also nicht für Vereinheitlichung.

**Niethammer:** Ich glaube, dass wir Deutschen, weil wir uns wegen des Nationalsozialismus unserer nationalen Identität so unsicher sind, diejenigen sind, die am stärksten die Phantasie haben, dass Europa etwas Einheitliches werden könnte, dass es so etwas wie ein Bundesstaat werden müsse, dass es eine für alle gültige Verfassung bräuchte usw.

**Steffens:** Als Ersatz für das, was wir hier bei uns nicht haben?

**Niethammer:** Mir kommt das jedenfalls wie ein kontinentaler Groß-Nationalismus vor: ein Nationalismus, der dann jedoch unschuldig ist, weil das eben nicht "unser" Nationalismus ist. Durch mein Leben und meine Erfahrungen im Ausland habe ich mir diesen Gedanken jedoch gründlich abgeschminkt. Von einer italienischen Freundin habe ich z. B. gelernt, dass Europa auch eine Sehnsuchtsebene birgt: Das, was zu Hause nicht geht, das möge sozusagen in diesem erweiterten Bereich gehen, das verlagert man sozusagen nach Europa, um dort nach Lösungen zu suchen. Das heißt aber nicht, dass das andere nun plötzlich verschwinden würde. Stattdessen müssen wir eben in mehreren Zugehörigkeitsebenen und auch auf mehreren Handlungsebenen denken und handeln. Wir müssen uns daher immer wieder die Frage stellen: "Was lässt sich auf welcher Ebene gut machen?" Ich denke, genau das ist auch etwas Neues und Aufregendes: dass man diese Optionen hat. Diese Option hatten wir nämlich bisher noch nie. Wir können plötzlich spielen zwischen den Ebenen. Und es ist ja auch charakteristisch, dass wir für unterschiedliche Probleme ganz unterschiedliche Territorien haben. Bei der Verteidigung gibt es die NATO: Hier sind die USA mit dabei. Aber auch das Schengener Abkommen ist

ganz anders zugeschnitten als die EU. Die Eurozone ist ebenfalls wieder etwas anderes als die EU. Das Europäische Parlament, der Europarat, alle haben sie ein unterschiedliches Territorium. Ich will das nicht in den Himmel heben, denn das birgt natürlich auch viele Schwierigkeiten, aber ich habe doch immer mehr gelernt, genau darin auch eine Chance zu sehen, eine Chance auf eine neue Diffusion der Staatlichkeit, die wir eigentlich nur als Obrigkeitsstaatlichkeit und Nationalstaatlichkeit kennen. Und plötzlich gewinnen wir politische Ebenen und Zugehörigkeitsebenen, die sozusagen fluchtfähig sind, die optimierbar sind, in denen man sich konzentrieren und Bündnispartner suchen kann, Bündnispartner für bestimmte Dinge, die man in anderen Bereichen so niemals finden würde. Und man kann dabei eben auch Staatsaufgaben zurückführen: in die Gemeinden, in die Länder. Ich halte das jedenfalls für einen hoch interessanten Vorgang, zumal viele Länder, die nun aus Osteuropa oder vom Balkan neu hinzukommen, mit einer recht frischen Begeisterung für ihre Nationalität zu uns kommen, mit einer zuweilen allerdings auch beängstigenden Begeisterung für ihre Nationalität. Diese Länder müssen sozusagen den umgekehrten Lernprozess machen, den wir gemacht haben und immer noch machen.

**Steffens:** Sie können sich also auch als Wissenschaftler vorstellen, dass Europa in den nächsten Jahren eine gute Perspektive haben wird?

**Niethammer:** Ich glaube jedenfalls, dass das eine der besten und größten Chancen unseres Kontinents ist. Dass diese europäische Verfassung nun abgelehnt worden ist, ist meiner Meinung nach gar nicht so schlecht, denn das war eigentlich gar keine Verfassung: Das war wieder nur so eine Augenwischerei...

**Steffens:** Und sie war auch etwas, das wir alle wieder einmal nicht wirklich richtig verstanden haben.

**Niethammer:** Wenn dieser Prozess also noch einmal ein paar Schritte zurückgeht und die Menschen in Europa stärker beteiligt werden müssen, dann sehe ich darin erst einmal eine Chance. Ich jedenfalls sehe darin eine der aufregendsten Möglichkeiten der Entwicklung der europäischen Kultur.

**Steffens:** Ich sehe das für die Medien genauso und hoffe daher, dass bei diesem Thema Wissenschaft und Medien gut zusammenarbeiten werden. Wir sind am Ende unserer Sendung angelangt. Ich bedanke mich herzlich bei Ihnen für dieses sehr offene und informative Gespräch und ich bedanke mich bei Ihnen, liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, für Ihr Interesse. Bis zum nächsten alpha-forum, auf Wiedersehen.